43 Illustrirtes Sonntagsblatt 1888
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein Frauenkampf.

Erzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Lilli trat mit ihren verschiedenen Belebungsmitteln in das Zimmer und wollte dem Professor ihre Sorgfalt angedeihen lassen. Er stieß sie heftig zurück und rief indessen nach seinem Hute.

„Vielleicht ist sie noch zu retten!“ stöhnte er. „Vielleicht hat sie den entsetzlichen Entschluß noch nicht ausgeführt.“

„Was soll das heißen?“ fragte Lilli und hob Rachele's Brief, der den Händen des Professors entglitten war, vom Boden auf.

„Mein geliebter Freund!“ las sie laut. „Wenn Sie diese Zeilen erhalten, habe ich meine thörichte Leidenschaft für Sie gebüßt und bin nicht mehr unter den Lebenden. Ein tüchtiges Kohlenfeuer in meinem Schlafzimmer wird dieses gequälte Herz zur Ruhe bringen —“

„Herr des Lebens!“ unterbrach sich Lilli. „O, die Unselige!“

Helma brachte kein Wort über ihre Lippen. Sie lag noch immer auf ihren Knieen, so wie sie zu ihrem Gatten hingestürzt war. Nun sank ihr Kopf jäh an die Wand zurück und Todesblässe überzog ihr Gesicht. Es stand ja jetzt nicht mehr eine lebendige Nebenbuhlerin zwischen ihr und ihrem Gatten, jetzt hatte sie mit einem gespenstigen Schatten zu kämpfen, der nie aus seiner Erinnerung zu verdrängen war, nie! nie!

Der Professor wollte aus dem Zimmer eilen. Lilli hielt ihn jedoch am Arm fest. „Nimm mich mit Dir, Cousin Friedrich!“ sagte sie. „Rachele ist — o, Gott — Rachele war meine Freundin. Ich will sie sehen! Mein Wagen wartet unten. In wenigen Minuten sind wir dort.“

Er hatte nichts dagegen einzuwenden. Mit bleichem, starrem Gesichte schritt er seiner Cousine voran. Er sprach kein Wort während der Fahrt, er wühlte nur mit den Gebärden eines Verzweifelten in seinen Haaren. Und wie er die Treppe zu Rachele's Wohnung hinaufstürzte, mit welcher Heftigkeit er an der Klingelschnur riß!

Es dauerte mehrere Minuten, ehe die Kammerfrau der Künstlerin öffnete. Man sah es ihr an, daß sie erst durch das Klingeln aus dem Schlafe geweckt worden war.

„Haben Sie Fräulein Bernier heute schon gesehen?“ fragte der Professor stotternd und atemlos.

„Nein!“ entgegnete die Dienerin. „Das Fräulein pflegt mich nie vor zehn Uhr zu rufen.“

„Ich muß augenblicklich zu Fräulein Bernier,“ fuhr der Professor fort. „Es handelt sich um Dinge von großer Wichtigkeit.“ —

„Das Fräulein hat mir aber strenge verboten, sie zu stören!“ sagte die Kammerfrau. „Sie war nicht wohl in dieser Nacht, sie hatte Fieber. Ich mußte sogar Feuer im Ofen anzünden, da sie sich nicht erwärmen konnte. — Dann schickte sie mich zu Bette und verbot mir, an ihre Thüre zu kommen, ehe sie mir klingeln würde.“

„Ich sollte mich hier um den Einlaß streiten, während vielleicht das Schrecklichste schon geschehen ist?“ schrie Felter. „Lilli, halte mir die Alte vom Leibe — ich muß hinein!“

Und schon war er an der Dienerin vorbei. Sie wollte ihm nachstürzen und ihn zurückhalten; aber Lilli fiel ihr in die erhobenen Arme. „Es handelt sich um viel Geld, welches Fräulein Bernier zu verlieren im Begriffe steht!“ sagte sie, behende ein Märchen erfinnend. „Ein sterbender Oheim, der noch kein Testament gemacht hat —“

Diese Gründe wirkten sichtlich auf die Kammerfrau. Sie ließ auch für Lilli den Weg frei und zog sich in ihr eigenes Zimmer zurück. Das junge Mädchen eilte nun in wahrer Todesangst in Rachele's Schlafgemach. Sie fand den Professor schon dort; er riß eben die Fenster auf, um der frischen Luft Eingang zu verschaffen. Es herrschte ein starker Kohlengeruch in dem engen Raume. Trotzdem drang Lilli entschlossen bis an Rachele's Bett vor und schlug dessen Spitzenvorhänge zurück. Da lag sie, die bleiche, klassische Schönheit, von den langen, nachtschwarzen Haaren wie mit einem dichten Mantel überdeckt. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Lippen hingegen zu einem graziösen Lächeln halb geöffnet.

Der Professor hatte nicht den Mut, sich ihr zu nähern.

„Tot?“ fragte er mit stockendem Atem.

Lilli beugte sich über die Regungslose.

„Nein, nein, sie atmet noch!“ frohlockte sie.

Nun erst kam wieder Thatkraft in die Seele des Professors. Ohne einen Augenblick zu verlieren, stürzte er aus dem Zimmer und suchte Rachele's Kammerfrau auf. „Fräulein Bernier ist nicht wohl!“ rief er, während er zu gleicher Zeit ein Blatt aus seinem Notizbuche riß und einige Worte darauf schrieb. „Eilen Sie so rasch Sie können in die Apotheke und bringen Sie die Arznei, die ich verordnet habe. An jedem Augenblicke hängt Leben oder Tod!“

Die Dienerin warf nur ein Tuch über ihre Schultern und eilte davon. Der Professor kehrte zu Rachele zurück.

Lilli bemühte sich ängstlich um die Bewußtlose. Felter schob sie sanft zur Seite und nahm ihren Platz am Lager der Künstlerin ein. Er prüfte Rachele's Puls und lebhafte Freude spiegelte sich in seinem Antlitz. „O, Gott sei gelobt, wir sind noch zur rechten Zeit gekommen!“ murmelte er.

Die belebende Arznei, welche die Kammerfrau bald darauf brachte, rief Rachele sehr rasch ins Leben zurück. Sie schlug die Augen auf und preßte ihre Schläfen mit den Händen.

„Ich habe sehr gelitten!“ flüsterte sie.

Der Professor sah sie mit schmerzlichen, scheuen Blicken an.

„O, Rachele, warum haben Sie mir das gethan?“ fragte Felder in gebrochenem Tone.

Rachele wandte sich langsam zu ihm um. „Und warum haben Sie mich nicht meinem Schicksale überlassen?“ lautete ihre vorwurfsvolle Erwiderung. „Nun wäre alles vorüber. Ich kann den Schmerz, Sie zu verlieren, nun einmal nicht überleben. Sie haben gar



Ischl. (Mit Text.)

nichts erreicht, als daß ich die Angst des Todes nun noch einmal durchkosten muß."

„Nein, Rachele, Sie werden leben — Sie werden glücklich sein — o was sage ich, und Helma, meine liebe, unglückliche Frau?" so rief der Professor leidenschaftlich. „Schöpfer der Welten, ich habe die Richtschnur verloren für mein Handeln, ich bin verirrt in einem Labyrinthe von Schmerz und Schuld — komme Du mir zu Hilfe in meiner grenzenlosen Not. Was, was soll ich thun?"

„Jene retten und beglücken!" erwiderte Helma's sanfte, zitternde Stimme. Die junge Frau war von Schreck und Angst getrieben ihrem Gatten und Lilli zu Fuße nachgefolgt und stand nun auf der Schwelle von Rachele's Zimmer.

„Ja, es muß sein, ich gebe Dich frei, Friedrich!" fuhr sie ruhiger und gesammelter fort. „Helma ist zu stolz, um einen Gatten noch durch die Bande des Gesetzes an sich fesseln zu wollen, wenn die Bande seiner Liebe für sie gelöst sind. Ich knüpfe an meine Einwilligung an die Scheidung von Dir nur eine einzige Bedingung."

Felter schrak nicht mehr so heftig, wie noch vor kurzem vor dem Gedanken an eine Trennung von Helma zurück. Der Anblick Rachele's, die bei Helma's Erscheinen wieder leblos in ihre Kissen zurückgesunken war, beraubte ihn jeder Ueberlegung, jedes vernünftigen Denkens. Durfte er jenes herrliche Geschöpf denn in die Arme des Todes treiben?

„Und Deine Bedingung ist?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Daß ich meinen Sohn behalten und erziehen darf! Du begreifst, daß wenigstens mein Kind mir übrig bleiben muß von dem kurzen Traume meiner Ehe und daß ich es überdies nicht in den Händen — einer Stiefmutter zurücklassen möchte."

Ein schwerer Kampf drückte sich in Felter's Zügen aus — er liebte sein Kind so sehr. Er wagte den ersten Blick zu Helma hinüber, um aus ihren Augen zu lesen, ob ihre Bedingung unwiderruflich sei? Er sah sie dort auf der Schwelle stehen mit krampfhaft über ihrer Brust geschlungenen Händen. Ein unermeßliches Wehe starrte ihm aus ihrem Antlitz entgegen, und er hatte diesen Jammer in ihr hervorgerufen. Eine tiefe Reue überschlich ihn, ein lebhaftes Verlangen, wenigstens ihre Vergebung zu erhalten.

„Helma, begreifst Du denn nicht, daß ich jene nicht zum Tode verurteilen darf?" fragte er in erschütternden Tönen. „Auch ich leide unter unserer Trennung. Ich werde Dich nie, nie vergessen! Helma, kannst Du mir verzeihen?"

„Ja, ja!" sagte sie matt. „Jene Frau hat den Sieg über mich errungen, ich muß ihr weichen; auch ich hätte nicht den Mut, sie mit meinem Wissen und Willen in das Grab hinunter zu stoßen. Ich verzeihe Dir, Friedrich — sie mag Dich behalten. Aber nicht wahr, mein Sohn bleibt bei mir?"

„Es sei — ich habe kein Recht mehr an ihn. Er sei Dein allein!"

„So lebe wohl, Friedrich!"

Mit einem durchdringenden Wehelaute stürzte er hin zu ihr und schloß sie in seine Arme.

Sie ließ es geschehen; sie löste sich erst nach einigen Minuten sanft aus seinen Armen. „Ich will — nach Hause," sagte sie mit schwankender Stimme. Man sah es ihr an, daß sie sich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. — Felter führte sie mit Lilli's Hilfe zum Wagen hinab. Lilli wollte die sichtbar Leidende nach Hause geleiten.

Als der Professor allein zu Rachele zurückkehrte, fand er sie in einen tiefen, unruhigen Schlaf verfallen, eine natürliche Folge der vorangegangenen Betäubung.

Er stand lange und schweigend neben ihr, in ein gedankenvolles Betrachten ihres schönen Gesichtes verloren.

„Nun bin ich Dein — nun ist Helma aufgeopfert!" flüsterte er. „Ich durfte Dich ja nicht sterben lassen."

Er beugte sich über sie hin, um einen Kuß auf ihre Stirne zu drücken. Doch das Bild seiner jungen Frau stieg vor ihm auf und scheuchte ihn von Rachele zurück.

Nein, nein, wenigstens so lange Helma noch unter seinem Dache weilte, wollte er ihr den Schwur der Treue nicht einmal durch das bedeutungsvolle Nichts eines Kusses brechen. Das war er ihr, das war er sich selber schuldig!

9.

Trotz ihrer großen seelischen und physischen Ermattung, bewog Helma ihre Cousine Lilli, noch vor der Rückkehr nach Hause mit ihr zu dem Advokaten Brenner zu fahren, den sie persönlich kannte und von dessen Delikatesse und Verschwiegenheit sie die vollste Ueberzeugung hatte. Die junge Frau wollte nicht eine Stunde bis zur Einleitung ihrer Scheidung von Felter unnütz verstreichen lassen — er sollte nicht an dem Ernste und an der Unwandelbarkeit ihrer Entschließung zweifeln dürfen.

Brenner hatte kaum die Selbstbeherrschung, einen Ausruf der Ueberraschung zu unterdrücken, als Helma ihm ihr Begehren auseinandersetzte. So war also auch das anscheinend so glückliche Zusammenleben Felter's und seiner Frau nur leerer Schein gewesen? So verbarg auch diese Ehe unter einer trügerischen Außenseite morsche, faule Elemente in ihrem Inneren? Der Advokat fühlte etwas wie einen Schauer seine Glieder durchlaufen bei dem Gedanken, daß nun auch er im Begriffe stand, sich zu verheiraten und daß er damit den Frieden seiner Tage vielleicht für immer hingeopfert hatte.

„Soll ich Ihr Verlangen für vollen Ernst nehmen, gnädige Frau?" wagte er zu bemerken. „Oft treibt uns ein plötzlicher Unwille, der schon in wenig Tagen wieder verflogen ist, zum Aussprechen eines Wunsches, dessen Möglichkeit wir später gar nicht begreifen. Und wie denkt Professor Felter über die ganze Sache?"

„Er ist gleichen Sinnes mit mir!" erwiderte Helma mit bebender Stimme. „Bitte, quälen Sie mich nicht durch nutzlose Einwendungen und Fragen. Suchen wir lieber nach einem Grunde, unter welchem wir die Scheidung verlangen können, ohne viel Aufsehen zu erregen."

„Da sowohl Sie als auch der Herr Professor der protestantischen Religion angehören, so wird der von Ihnen beiden einstimmig ausgesprochene Wunsch nach einer Trennung wegen nicht zusammenstimmender Charaktere genügen," sagte der Advokat. „Sie werden deshalb so freundlich sein, mir Ihre diesbezügliche schriftliche Erklärung sowie diejenige Ihres Gatten baldmöglichst zukommen zu lassen."

„Noch heute vielleicht!" erwiderte Helma, indem sie sich erhob und zum Gehen anschickte.

Lilli folgte ihrem Beispiele. Ihrer Gewohnheit entgegen hatte sie heute keine einzige Neckerei an den Advokaten verschwendet. Sie erschien ihm unendlich reizend mit dem gedankenvollen Ernste, der ihrem kapriziösen Gesichtchen so wunderbar schön anstand. Er seufzte tief auf bei dem Gedanken, daß er die Hoffnung auf ihren Besitz verloren hatte für immer. Oder seufzte er vielleicht in der Erinnerung an seine englische Braut, an der alles so hell und farblos war, Gesichtsfarbe, Haare und Augen? Lilli begleitete Helma bis an deren Wohnungsthüre.

„Auf Wiedersehen morgen!" sagte sie dort Abschied nehmend. „Papa wartet gewiß schon lange mit dem Frühstück auf mich. Er kann seinen Kaffee nicht trinken, wenn ich ihm nicht den Zucker in die Tasse gebe."

Als Helma in ihre Wohnung eintrat, als sie ihr Kind erblickte, welches in einer einzigen Stunde vaterlos geworden war, da ließ plötzlich die unnatürliche Spannung aller ihrer Seelenkräfte nach. Heftig preßte sie den Säugling, der ihr entgegenlächelte, an ihre Brust und sank unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen mit ihm auf den Diwan hin. Das Gebäude ihres Glückes war jäh zusammengebrochen, ihre Lebenshoffnung vernichtet, ihre Liebe verloren, nichts blieb ihr, als dieses zarte Wesen, dem sie fortan auch den Vater ersetzen mußte.

Helma verharrte lange in ihrer dumpfen Regungslosigkeit, der kleine Knabe schlief ein, von ihrem Arm umschlungen. Still und befriedigt lag er am treuen Mutterherzen. Sein Anblick erweckte einen tröstenden, stärkenden Gedanken in Helma's Seele. Auch sie hatte ja noch eine Mutter, an deren Busen sie flüchten konnte mit ihrem ungeheuren Schmerze.

„Ja, ja, zu meiner Mutter!" flüsterte sie vor sich hin. „Der Herr sei gelobt, daß mir noch ein so sicheres Asyl geblieben ist nach dem Schiffbruch meines Lebensglückes!"

Helma trat ihrem Gatten in verhältnismäßiger Ruhe entgegen, als er zum Mittagsmahle nach Hause kam. Sie teilte ihm ihre Unterredung mit dem Advokaten Brenner mit und bat um baldige Ausfertigung der betreffenden Erklärung. Sie setzte sich auch zu Tische mit dem Professor, „der Dienerschaft wegen", wie sie die Worte stark betonend sagte und das gleiche ruhige höfliche Betragen behielt sie während der folgenden Zeit bei, in welcher sie auf die Vollziehung der Scheidung wartete.

Was in der Seele des Professors vorging, wer könnte es beschreiben? Er fühlte sich seiner selber unwürdig, zerrissen in seinem Gemütsleben und vor allem unfähig, seine Lage klar zu überlegen. Er machte sich heftige Selbstvorwürfe, ohne deutlich zu wissen, was er hätte thun oder lassen sollen und er half sich endlich damit, das Schicksal anzuklagen, welches ihn wie einen Spielball in seinen mächtigen Händen umherwarf.

Er hatte Rachele seit dem Morgen ihrer heroischen That nicht wieder gesehen — aus Rücksicht für Helma. Erst nach erfolgter Scheidung und nach der Abreise der jungen Frau wollte er sich der Künstlerin wieder nähern. In dieser Weise konnte die Welt seine Trennung von seiner Gattin mit seinen Beziehungen zu Rachele nicht so leicht in Verbindung bringen. Lilli hatte es übernommen, die Motive von dem Zurückziehen des Professors der Schauspielerin zu erklären und diese hatte sich um so leichter damit zufrieden gegeben, da sie momentan sehr lebhaft mit den Triumphen beschäftigt war, welche ihr das Auftreten in einer neuen glänzenden Rolle verschaffte.

Der Professor war also dem bestrickenden Einfluß Rachele's entzogen und er fühlte es jetzt deutlicher als je, daß sie nur seinen Geist durch ihre Talente und ihre prickelnde Unterhaltungsgabe geblendet und seine Sinne durch ihre außerordentliche Schönheit bestrickt hatte, daß aber sein Herz in unverwüstlicher Liebe an Helma hing, die er nun unwiderruflich für immer verlor. Hundertmal stand er im Begriffe, sich seiner jungen Frau zu Füßen zu werfen und sie zu bitten: „Helma, bleibe bei mir, denn ich liebe nur Dich und mein Kind!" Doch da war Rachele mit ihrer unseligen That, mit ihrer alles überwältigenden Liebe, mit ihrem Todesmute — nein, auch Helma hatte es gesagt, man durfte sie nicht hinunterstoßen in das sichere Grab! Er war zu weit gegangen, um noch an eine Rückkehr denken zu können. Das Schicksal rief ihm sein unerbittliches „Vorwärts" zu und vorwärts mußte er

Als die Scheidung endlich von den Gerichten ausgesprochen wurde, hatte Helma auch schon alles zu ihrer sofortigen Abreise vorbereitet. Sie sehnte sich unaussprechlich aus dem Hause fort, in welchem sie einst so glücklich gewesen war. Sie hatte es abgelehnt, Abschied von ihrem Gatten zu nehmen; sie saß schon im Wagen, der sie nach dem Bahnhofe bringen sollte, als Lilli den kleinen Richard zu Felter brachte, damit er ihn zum letztenmale küssen konnte.

Der Professor nahm das Kind unter einem lauten Schmerzensschrei aus Lilli's Armen und heiße Küsse mit noch heißeren Thränen vermischt regneten nieder auf das kleine, rosige Gesicht.

„O, daß ihn Helma so weit mit sich fortnimmt, daß ich ihn nicht wenigstens von Zeit zu Zeit sehen kann!" stöhnte er.

„Vetter, Du hast es nicht besser verdient!" sagte Lilli sehr ernst. „Du allein bist der Schuldige zwischen zwei Frauen, denen Du beiden unermeßliche Schmerzen zugefügt hast. Wohl mir, Vetter, daß mein und Dein Herz nicht in Liebe zusammenstimmten, sonst wäre das Los der unglücklichen Helma jetzt das meine!"

„Du hast recht, Lilli — ich war schwach und feige — und doch — was, was hätte ich thun sollen?"

„Muß ich, das unerfahrene Mädchen, Dir dies sagen?" rief Lilli, ihn groß anblickend. „Du hättest Rachele nie mehr wiedersehen sollen, nachdem Du die Gefahr erkanntest, die für sie und Dich in eurem öfteren Begegnen lag. Damals wäre es noch Zeit gewesen dazu — wie die Sachen jetzt stehen, gibt es freilich keinen Rücktritt mehr. Gib mir das Kind! Helma wartet!"

Er gehorchte wie eine Maschine, ohne Willen, ohne Bewußtsein. Lilli verließ das Zimmer. Die Vergangenheit war nun mit einem ebenso traurigen als wichtigen Abschnitt abgeschlossen für den Professor. Was sollte ihm die Zukunft bringen?

Als Lilli eine Stunde später von dem Bahnhof nach Hause zurückkehrte, war sie ganz bleich von der Aufregung, welche ihr Helma's Abreise gekostet hatte. — Sie fand ihren Vater und ihren Verlobten im Gartensalon. Mit einem Seufzer der Erleichterung warf sie sich in die Arme ihres Papa's und ließ sich von Hermann die Wange küssen.

„Wenn Gott will, so soll es jetzt zu Ende sein mit all den Trauerszenen, die ich in letzter Zeit mitansehen mußte!" sagte sie. „Die arme Helma ist fort und um Rachele kümmere ich mich nicht mehr, die wird auch ohne mich damit fertig werden, meinen heillosen Herrn Cousin zu heiraten. Nun wollen wir uns ganz ungestört mit unseren eigenen Angelegenheiten beschäftigen! Nicht wahr, Hermann?"

Der junge Bräutigam antwortete ihr durch eine feurige Umarmung. Er wußte ja, daß diese „eigenen Angelegenheiten" gleichbedeutend mit den Vorbereitungen zu seiner herannahenden Hochzeitsfeier waren.

Arme Lilli! Sie ahnte nicht, daß wider ihren Willen die Angelegenheit der „anderen" sie schon noch eine Weile in Atem erhalten sollte!

10.

Felter konnte es nicht sogleich nach Helma's Abreise über sich gewinnen, Rachele Bernier aufzusuchen. Der Zauber, den die Schauspielerin einst über ihn ausgeübt hatte, schien gebrochen zu sein. Er empfand ganz im Gegenteile eine Art von geheimem Widerwillen gegen sie, die sich ihm durch ihre gewaltsame That gewissermaßen aufgedrängt hatte, und zu diesem kam die noch immer lebhafter werdende Erinnerung an Helma's Güte und ihre stillen, sanften Reize. In jedem Raume seiner nun so öden und leeren Wohnung tauchte oft ganz unerwartet die liebliche Gestalt seines jungen Weibes vor seiner Phantasie auf und immer knüpfte sich daran das Andenken an eine ihrer fürsorglichen, liebevollen Handlungen. Sie war der lichte, schaffende, ordnende Schutzgeist seines Hauses gewesen. Ihre Abwesenheit machte auf Felter den Eindruck, als ob plötzlich die Feder gebrochen wäre, welche das Uhrwerk seines täglichen Lebens in Gang gesetzt hatte. Er entschloß sich, im Gasthause zu speisen, da ihn der Anblick von Helma's leerem Platz am Eßtische gänzlich außer Fassung brachte. Am liebsten wäre er auch abends nicht nach Hause zurückgekehrt, um sie nicht zu vermissen, die ihn stets mit ihrem freundlichsten Lächeln erwartet hatte.

„Das darf und kann so nicht fortgehen, sonst verliere ich noch den Verstand in dieser großen, einsamen Wohnung!" rief er sich endlich selber zu. „Wenn Rachele nur erst meine Frau geworden ist und mir Helma's Gegenwart ersetzt, dann werde ich vergessen können, was war — was nicht mehr ist!"

Und nun entschloß er sich rasch, zu Rachele zu gehen. Sie empfing ihn warm und herzlich, sie schlang mit anmutiger Freiheit ihren Arm um seinen Hals. Nach dem was Lilli ihr gesagt hatte, durfte sie sich ja als seine erklärte Braut betrachten. Es überkam ihn wie ein Schwindel, als Rachele's schönes Haupt so hingebend auf seiner Schulter lag. Er hätte das Recht gehabt, den ersten Kuß auf ihre Lippen zu drücken und ihr Lächeln schien dies auch gleichsam zu verlangen. Aber wieder schauderte er zurück und wieder trat Helma's Gestalt zwischen ihn und seine neue Liebe.

Er drückte Rachele sanft von sich und wie um sie zu entschädigen, fuhr er mit seiner Hand liebkosend über ihren Scheitel. Er durfte sie ja den wahren Zustand seines Gemütes nicht erraten lassen, ohne das Opfer wertlos zu machen, welches Helma gebracht hatte.

„Was haben Sie, Friedrich?" fragte Rachele mit einem forschenden Blicke in sein bleiches, angespanntes Gesicht. „Sie sind traurig und unruhig. Vergessen Sie nicht, daß ich nun den wärmsten Anteil an Ihren Sorgen nehme und daß Sie mir Vertrauen schuldig sind!"

„Ich habe keine Sorgen!" erwiderte er gepreßt. „Nur die vielen Fragen und die grenzenlose Verwunderung über meine Trennung von Helma belästigen mich momentan und dazu kommt noch die Leere und Einsamkeit in meinem Hause. Nicht wahr, Rachele, Sie haben nichts dagegen, wenn ich die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit so viel als möglich beschleunige? Was gethan werden muß, läßt mir nicht eher Ruhe, als bis es geschehen ist."

„Was sollte ich dagegen haben, mein lieber Friedrich?" erwiderte sie, sich ihm zärtlich anschmiegend. „Die Verbindung mit Ihnen ist ja ein so hohes Glück für mich, daß ich noch kaum daran zu glauben wage. Noch heute schreibe ich in meine Vaterstadt wegen der zur Trauung nötigen Papiere und morgen suche ich bei der Theaterintendanz um die Bewilligung meiner Verheiratung an. Dann steht von meiner Seite unserer Vereinigung kein Hindernis mehr im Wege."

Felter erfaßte mit einer raschen Gebärde die Hand der Schauspielerin. „Was brauchen wir die Einwilligung der Intendanz in unsere Heirat?" fragte er erstaunt. „Rachele, glauben Sie denn, daß ich Ihnen gestatten werde, bei der Bühne zu bleiben, wenn Sie einmal meine Frau sind?"

Sie starrte ihn mit einem Blick des Schreckens an, ohne sogleich ein Wort der Erwiderung zu finden.

„Rachele, meinen Sie, daß es mir möglich wäre, meine Frau im Theater aufzusuchen, statt in dem stillen Frieden meiner Häuslichkeit?" fuhr er fort. „Meinen Sie, daß ich es ertragen könnte, Sie auf der Bühne umschlungen von dem Arme eines anderen Mannes zu sehen? Daß ich Ihr Lächeln, Ihre freundlichen Blicke mit einem ganzen Publikum teilen möchte? Nein — der Professor Felter hat viel gelernt in der letzten Zeit, er ist herabgestiegen von dem Piedestale seines männlichen Stolzes, er ist sich seiner ganzen Schwäche wohl bewußt. Aber der Mann einer berühmten Frau zu werden, dazu dünkt er sich denn doch noch zu gut. Rachele, wenn Sie meine Frau werden wollen, dann müssen Sie der Kunst und Ihren Triumphen entsagen. Ich habe Ihnen eine Frau aufgeopfert, die ein Muster an stillen Tugenden war. Sie müssen mir diese Frau ersetzen, und nimmer, nimmer könnten Sie das, wenn Sie Künstlerin blieben!"

„O, mein Gott, was verlangen Sie von mir?" rief Rachele, in Thränen ausbrechend. „Ich der Bühne entsagen? Ich auf den Beifallsjubel eines gerührten Publikums verzichten? O Friedrich, auf den Knieen bitte ich Sie, verlangen Sie das nicht von mir. Ich liebe Sie, ich liebe aber auch meine Kunst. Ich kann keines von beiden entbehren!"

„Stehen Sie auf — o stehen Sie auf!" sagte er verwirrt und bemühte sich, sie vom Boden aufzurichten.

„Nicht eher, als bis Sie von Ihrem grausamen Begehren abstehen!"

Er hob sie nun gewaltsam vom Boden auf und ließ sie auf das Sofa gleiten.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" erwiderte er mit bebender Stimme, „Ihre Thränen fallen wie siedende Oeltropfen auf mein Herz und dennoch muß ich auf meinem Ausspruch beharren. Ich ertrüge es nicht, daß sich die Welt einen Zweifel über die Treue meiner Frau erlauben dürfte, und wäre ich nicht gezwungen, es zu dulden, wenn ich Ihnen erlaubte, die Theaterdame fortzuspielen?"

Rachele's Augen waren plötzlich trocken geworden und ein zorniger Blitz schoß daraus über den Professor hin.

„Ist das Ihr voller Ernst?" fragte sie mit kaum verhehltem Trotze.

„Rachele, ich bin nicht in der Stimmung, zu scherzen!"

Jetzt warf sie den Kopf stolz und unmutig in den Nacken zurück. „So hören Sie denn auch mich, Professor Felter! Nie und nimmer werde ich der Bühne entsagen, um mich mit meinem Manne in den vier Wänden seines Hauses zu vergraben. Nie werde ich mich so weit herablassen, nur Ihre Haushälterin abzugeben, um Ihnen nach kurzer Zeit ebenso langweilig zu werden, wie es Ihnen Helma geworden ist. Sie rühmen jetzt die stillen Tugenden Ihrer Gattin! War es aber nicht gerade der Ueberdruß an diesen Tugenden, der Sie mir zuführte? O, es wäre das Grab Ihrer Liebe, wollte ich Ihnen zu willen sein — und ich bin auch nicht an ein einsames, stilles Leben ohne Vergnügungen und Aufregungen gewöhnt. Kurz und gut, ich werde der Bühne nicht entsagen. Wie Sie es vorhin ausgesprochen haben, so sage ich jetzt — ich kann nicht, ich kann nicht!"

„Und wenn ich auf meinem Verlangen dennoch bestehe?" fragte der Professor mit gespanntem Blicke.

„Dann müßte ich auf das Glück verzichten, Ihre Gattin zu werden!" erwiderte sie fast kalt.

„Rachele!" schrie er auf.

Es ließ sich nicht entscheiden, ob es Zorn oder Schmerz war, was aus seinem Tone sprach, vielleicht auch beides zugleich. Er drückte die Hand vor seine Augen und verharrte einige Augenblicke in einem regungslosen Hinbrüten.

„Und das sagen Sie mir heute so eisig, so ruhig, als ob Sie im

Begriffe wären, auf ein Stück Band zu verzichten, das Ihnen zu hoch im Preise steht?" murmelte er endlich. „O, Rachele, warum haben Sie mich es nicht schon früher ahnen lassen, daß Ihnen das Scheinglück des Bühnenlebens, über dessen Leerheit Sie sich so bitter beklagten, höher steht als mein Besitz?"

„Und wann hätte ich Ihnen denn das sagen sollen?" unterbrach sie ihn höhnisch.

„Ehe das trennende Wort zwischen Helma und mir gesprochen worden war."

„So, Sie bereuen Ihre Scheidung schon jetzt!" lachte die Schauspielerin auf. „Nun, der Schaden wird sich ja wieder gut machen lassen. Es sind schon mehr Ehen gelöst und wieder frisch geknüpft worden. Kehren Sie reuig zu den Füßen Ihrer Helma zurück — sie wird das verirrte Schäfchen gewiß wieder in Gnaden aufnehmen. Denn Ihre Helma hat die seltene Tugend, ihren Gatten nach fast zweijähriger Ehe noch zu lieben!"

„O, Herr des Himmels!" sagte Felter wie geistesabwesend. „Ist das dieselbe Rachele, die sich den Tod geben wollte, weil sie mich zu sehr liebte, weil sie mir nicht entsagen konnte?"

Eine heiße Röte des Unmutes stieg auf in den Wangen der Schauspielerin. „Sie thun sich wohl sehr viel zugute auf diesen meinen thörichten Einfall," sagte sie in spöttischem Tone. „Ihre männliche Eitelkeit ergötzt sich daran. Welches Glück für mich, daß ich Ihren Stolz mit einem einzigen Worte niederdrücken kann. — So mögen Sie es denn wissen: ich war durchaus nicht gewillt, zu sterben für Sie. Bevor ich an jenem Morgen die Ofenklappe schloß, drückte ich sachte, sachte mit einem Kopfkissen eine der Scheiben des oberen Fensterflügels ein, damit die gefährliche Stickluft ihren Abzug hatte. Meine Kammerfrau kann es bestätigen, daß ich noch am selben Tag den Glaser kommen ließ, um die fehlende Scheibe zu ersetzen!"

(Schluß folgt.)

Entronnen!

Nach dem Englischen von Jenny Piorkowska.

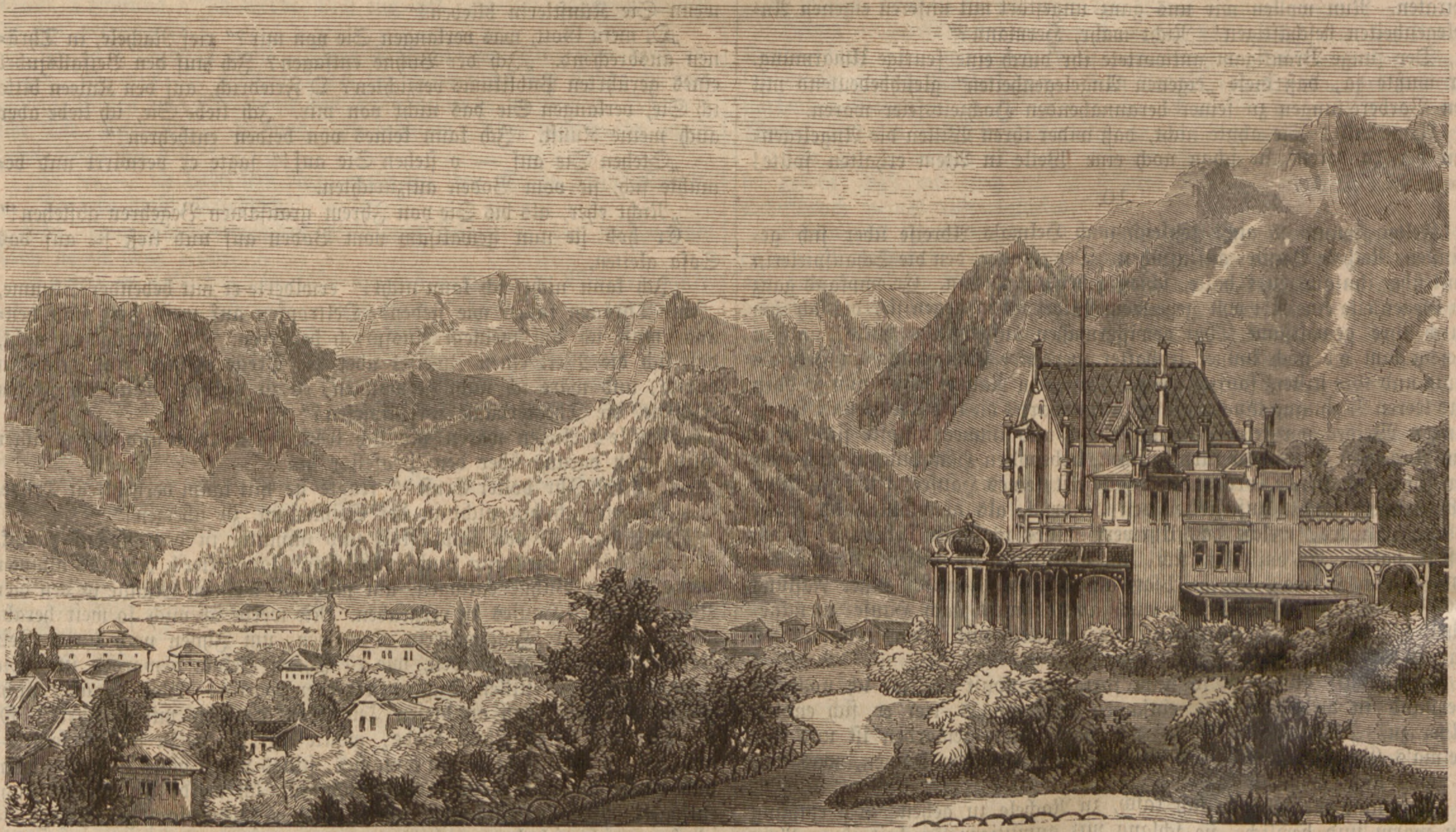
Es war ein trüber, regnerischer Tag — mein siebenzehnter Geburtstag. Pauline und ich saßen so lange im Wohnzimmer bei unserer Stickerei, daß wir schon alle Thematas erschöpft hatten — ein einziges ausgenommen — das eine, das meinem Herzen am nächsten lag, das mir aber zu heilig war, um es von den leichtfertigen Lippen Pauline Esterres, meiner einstigen Erzieherin, entweihen zu lassen.



Die Gosaumühle am Hallstadter See. (Mit Text.)

Aber Stillschweigen behagte meiner Gefährtin nicht. Nach einer, nur wenige Minuten langen Pause ließ sie ihre Arbeit in den Schoß sinken, öffnete den Mund zu einem müden Gähnen und wies auf den uns gegenüber hängenden Spiegel, indem sie bemerkte: „Welchen Kontrast wir bilden, Sie und ich, Lena! Sehen Sie, wir sind so total verschieden, daß kein Mann uns beide bewundern würde."

Sie sprach das Deutsche vollständig korrekt, da sie ja auch in Deutschland erzogen worden war, doch hatte sie die französische Lebhaftigkeit und den feinen Geschmack für Toilette und alles Aeußere geerbt. Wie sie in dem dunkeln, aber eleganten, reich mit Spitzen garnierten Kleide dasaß, war sie vom Scheitel bis zur Zehe Französin.


Die Kaiservilla in Ischl. (Mit Text.)

Ihre Bemerkung war sehr richtig: Wir waren in der That grundverschieden; während sie kaum mittelgroß und stark war, war ich groß und schlank; sie war dunkel wie die Nacht mit lebhaft schwarzen Augen; — ich dagegen blond und blauäugig.

Wenn etwas schön an mir war, so war es mein Haar — und ich war wirklich stolz auf dasselbe. Ich freute mich über die schweren blonden Locken, die fast bis in die Taille herabfielen. Ich beharrte dabei, mein Haar so zu tragen, trotz Paulinens Einwand, daß, so lange ich

so „kindlich“ friesiert ginge, ich nie einen Verehrer finden würde. So lange man sein Haar nach allen Richtungen hin herumfliegen lasse,

Auf ihre Bitte warf ich einen Blick in den Spiegel und wandte mich dann lächelnd ab; sie aber ergriff meine Hand und hielt mich zurück.



Der Geburtstag des Vaters. (Mit Text.)

könne man unmöglich „vornehm“ aussehen, meinte sie und strich dabei wohlgefällig über ihre eigenen glatten glänzenden Flechten.

„Wer von uns zweien,“ meinte sie, „ist nach Ihres Vetters Hugo Geschmack?“ rief sie mit halbspöttischem Lachen.

Wider Willen erglühte mein Gesicht und ärgerlich entzog ich ihr meine Hand. Das war das Eine, worüber ich mit Pauline nicht reden oder scherzen konnte. Ich hatte sie nie geliebt oder hochgeschätzt; aber die leichte Hand, mit der sie die Zügel der Herrschaft führte, hatte mich mit ihrer beständigen Gesellschaft ausgesöhnt. In diesem Augenblick jedoch empfand ich fast ein Gefühl des Hasses gegen sie.

Und ebenfalls nicht ganz frei von Spott versetzte ich: „Wie kann man ein Mädchen von siebzehn Jahren mit einer Achtundzwanzigjährigen vergleichen?“ und mit verächtlich zuckenden Lippen und glühenden Wangen wandte ich mich ab.

Das waren garstige gehässige Worte, deren ich mich auch in der nächsten Minute schämte. „Verzeihen Sie, Mademoiselle,“ bat ich und legte meine Hand in die ihre; doch ich hätte wissen sollen, daß ich eine unverzeihliche Sünde begangen hatte. Eher würde sie jede andere Unart, als eine Beleidigung an ihrer persönlichen Eitelkeit vergeben haben; und ihr Alter war ein ganz besonders empfindlicher Punkt an ihr.

Erregt stieß sie mich von sich, sprang vom Stuhle auf und rauschte mit solcher Heftigkeit aus dem Zimmer, daß sie meinen unglücklichen Arbeitskorb vom Tisch zu Boden riß.

Ich bückte mich, um die herumliegenden Knäule, Nadeln und Scheren aufzuheben, dann trat ich an das Fenster, drückte meine Nase an der regenbetropften Scheibe flach und dachte voll Reue über meine Unart nach.

„O, Lena von Ardenhofen,“ dachte ich, „was bist Du trotz Deines alten Namens für ein erbärmliches kleines Wesen im Vergleich zu Hugo Dellwitz, dessen Frau Du einst sein sollst!“

Dieser Hugo war die Verkörperung meines Ideals.

Schon als Kind hegte ich für meinen Vetter eine Liebe, die wenig zu meinen Jahren paßte, und bei seinem Scheiden vergoß ich die bittersten Thränen, die ich in meinem jungen Leben je geweint hatte.

Ich war Waise.

Da auf der Fensterscheibe vor mir waren vor achtzehn Jahren mit einem Diamanten von der Hand meiner schönen jungen Mutter die Worte: „Lena von Ardenhofen, achtzehn Jahre alt,“ eingeschrieben worden. Ein Jahr später war sie gestorben; ihr Leben endete, als das meine unter Kummer und Klagen um ihren Verlust seinen Anfang nahm.

Der Anblick dieser Inschrift und der Trauerkleider, die ich damals um den Vater, der erst wenige Monate vorher gestorben war, trug, drängten mir die Thränen in die Augen. Wie einsam und verlassen hätte ich mich in dieser Welt gefühlt — ohne diese eine süße Hoffnung.

Mein geliebter Vater hatte es als letzten Wunsch auf seinem Sterbelager ausgesprochen und zu seinen Lebzeiten oft gegen Hugo geäußert, daß wir einander heiraten sollen. Aber liebte dieser mich auch mit mehr als verwandtschaftlicher oder brüderlicher Liebe? Das war die Frage, mit der ich mich Tag für Tag quälte.

Nach einer zweijährigen Abwesenheit von der Heimat sollte er am heutigen Abend heimkehren und die Frage würde sich dann entscheiden.

Wie langsam die Stunden dahinschlichen. Die Dämmerstunde kam; noch stand ich mit bangklopfendem Herzen auf meinem Wachtposten am Fenster. Endlich hörte ich das Rollen von Rädern die Allee heraufkommen, und, anfangs wie ein Schatten in nebelhafter Ferne, dann deutlicher und immer deutlicher sah ich meinen Helden wieder.

Als der Wagen vor der Thüre hielt, glitt sein Blick schnell und lebhaft nach allen Fenstern — ich aber hatte mich, von einer plötzlichen Schüchternheit ergriffen, hinter die Gardine verborgen.

Obwohl es mich trieb hinabzulaufen und ihn zu begrüßen, beschloß ich doch, nicht eher zu gehen, bis man mich rufen würde. Das geschah auch nach wenigen Augenblicken.

„Gnädiges Fräulein, der Herr Hauptmann ist angekommen und fragt nach Ihnen.“

Das Herz hüpfte mir voll Entzücken in der Brust, doch ging ich gemessenen Schrittes die breite Treppe hinab. Er soll mich nicht mehr für ein thörichtes Kind halten, dachte ich.

Ich vernahm seine Stimme im Lesezimmer und glaubte, er spräche mit seiner Tante. Die Thür war nur angelehnt; doch anstatt gleich einzutreten, dachte ich, ich wolle ihn mir erst einmal anschauen und sehen, ob er sich wohl sehr verändert hatte.

Er stand am Fenster, seine schlanke Gestalt und sein schönes Gesicht hoben sich scharf von dem Lichte ab; zu meiner großen Verwunderung aber war es nicht die Tante, mit der er in leisem vertraulichem Tone sprach, sondern Pauline. Sie, von der ich glaubte, sie wäre meinem Vetter völlig fremd, stand dicht neben ihm, ihre Hand auf seinem Arm, ihr Gesicht mit ernstbittendem Ausdruck zu dem seinen erhoben.

„Ich habe nie aufgehört, Sie zu lieben,“ hörte ich sie in zärtlichem Tone sagen. In der Bestürzung des Augenblicks fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „Es kann nicht sein! Du träumst und wirst in der nächsten Minute erwachen. O, es ist sicherlich nur ein Traum.“

Aber Tantes Hand, die sich mir auf die Schulter legte, rief mich in die Wirklichkeit zurück.

Im nächsten Augenblick kam Pauline lächelnd auf mich zu.

„Lena, Geliebte, Hauptmann Dellwitz und ich haben uns schon in Paris kennen gelernt. Ist das nicht ein glücklicher Zufall?“

Mechanisch ergriff ich die Hand, die er mir scheinbar mit so viel Wärme und Interesse entgegenstreckte; als er mich aber an sich ziehen und küssen wollte, wie in früheren Zeiten, da richtete ich mich stolz und mit der ganzen Würde meiner siebzehn Jahre auf.

Er lächelte nur belustigt, dann wandte er sich der Tante zu und unterhielt sich mit dieser. Hinter ihm konnte ich Paulinens dunkle Augen mit lachend-triumphierendem Ausdruck sehen. Ohne Zweifel dachte sie, wie angenehm ihr Willkommen von dem meinen abstach.

Mir schien das Herz von Kummer und Entrüstung springen zu wollen. Ich konnte keinen Moment länger bei ihnen bleiben; leise schlich ich mich fort, hinauf in das Wohnzimmer, wo ich ihn noch vor kurzem voll Freude und Stolz erwartet hatte, und gab hier einem Strom bitterer Thränen freien Lauf.

Ich bemerkte nicht, wie dunkel es wurde, bis plötzlich ein helles Licht in das Zimmer strömte und Pauline mit der Lampe in der Hand eintrat. Mit ungeheucheltem Erstaunen stutzte sie, als sie mich am Fenster sitzen sah.

„Wie, Lena, allein und in Thränen? Reden Sie, Kind, was ist Ihnen?“

Voll Entrüstung richtete ich meine rotverweinten Augen zu ihr auf.

„Pauline, Sie sind eine falsche, schlechte Person! aber ich habe Ihr Geheimnis entdeckt. Sie können nichts dafür, daß Sie Hugo kennen und lieben lernten, ehe Sie mich kannten; warum aber haben Sie mich die ganze Zeit hinderlich getäuscht? Warum litten Sie, daß ich hoffte — und immer hoffte?!“

Hier schwieg ich, denn Thränen erstickten meine Stimme.

„Mein Gott!“ rief Pauline mit blitzendem Auge und mit vor Leidenschaft schriller Stimme, „woher wissen Sie das? Sie haben mein Pult erbrochen, Sie haben meine Briefe gelesen!“

„O nein,“ versetzte ich, „ich war aber Zeuge Ihrer Unterredung mit meinem Vetter und hörte, wie Sie ihm gestanden, daß Sie ihn lieben.“

„Nun, und was weiter?“ fragte Pauline mit offenbarer Erleichterung, für die ich keine Erklärung hatte. „Hauptmann Dellwitz ist, meine ich, frei, zu lieben, wen er will! Bin ich darum zu tadeln, weil er dem Zuge seines Herzens folgt, statt der willkürlichen egoistischen Absicht eines verstorbenen Onkels?“

Mit diesen grausamen Worten verließ sie mich.

Und so war mein goldener Traum zerstoben!

Ach, wenn er ein edleres, würdigeres Wesen als mich geliebt hätte, das hätte ich noch ertragen können — aber Pauline, die ich als niedrig, falsch, unedel kannte!

Die bittere Enttäuschung machte mich hart und unbarmherzig. Bald hatte ich einen festen Entschluß gefaßt — sie sollten nicht ahnen, wie unglücklich ich war. Pauline sollte nicht glauben, daß eine unerwiderte Liebe mir das Herz bräche. Singend ging ich Trepp auf, Trepp ab; ich wurde schnippisch und naseweis gegen Hugo und nahm überhaupt ein meinem eigentlichen Charakter völlig fremdes Wesen an.

Sie wußten offenbar nicht, wie sie sich diese Veränderung deuten sollten. Pauline riß bei jeder neuen wilden Laune ihre großen Augen weit auf; aber Hugos ernstes Gesicht schaute traurig drein — ihm gefiel diese neue Lena offenbar nicht.

Sorgfältig vermied ich es, allein mit ihm zu sein, und richtete es immer so ein, daß Pauline bei Tisch neben ihm zu sitzen kam; allerdings machte er sich das — zu meiner Verwunderung — nicht zu nutze, sondern behandelte sie mit kalter Höflichkeit — nichts mehr, während er gegen mich war wie von jeher: freundlich, gütig und zärtlicher als ein Bruder.

Dessen ungeachtet stählte ich mein Herz gegen ihn.

„Es ist eine reine Täuschung,“ dachte ich. „Er will seine Liebe zu ihr verbergen, oder vielleicht ist er gar erbärmlich genug, mich meines Reichtums halber heiraten zu wollen.“

So gingen die Dinge mehrere Tage lang fort, bis Hugo mich eines Morgens allein fand.

Ich war stets eine Frühaufsteherin gewesen; an diesem besonders heißen Morgen hatte ich mir ein Buch genommen und schlenderte mit diesem langsam meiner Lieblingslaube zu, um hier bis zur Frühstücksstunde zu lesen.

Als ich die Laube erreichte, sah ich zu meiner Verwunderung, daß sich schon vor mir jemand hier eingestellt hatte. Hugo hatte sich mit seiner Zigarre hieher begeben, um ungestört rauchen zu können.

Umkehren konnte ich nicht, wenn ich nicht geradezu ungezogen sein wollte. So setzte ich mich ruhig auf den Platz, den er mir neben sich anbot.

Doch kaum hatte ich mich niedergesetzt, als er zu meiner großen Entrüstung in der ungeniertesten Weise seinen Arm um meine Taille legte; doch geschah dies so frei und ungezwungen, daß es wie thörichte Prüderie von mir erschienen wäre, wenn ich mir diese brüderliche Vertraulichkeit nicht hätte gefallen lassen wollen.

„So — jetzt haben wir es uns bequem gemacht,“ sagte er und warf seine Zigarre weg, „Morgenstund hat Gold im Mund,“ sagt das Sprichwort, und ich bin wirklich über alle Erwartung belohnt worden. Weißt Du, Lena, daß das unsere erste Begegnung ist, seit ich wieder hier bin? Ich habe noch kaum Gelegenheit gehabt, Dir zu sagen, wie sehr ich Dich verändert finde.“

„Zum Vorteil hoffentlich,“ bemerkte ich spöttisch.

„Nun,“ versetzte er, indem er den Kopf etwas zurückhielt und mich mit kritischen Augen zu betrachten schien, „aus dem Kind ist eine junge

Dame und zwar eine reizende junge Dame geworden; aber ich muß gestehen, daß Du mir für meine Person als Kind lieber warst. Vor zwei Jahren war ich der Liebe der kleinen Lena sicher. Aber jetzt, was soll ich jetzt sagen, Kind?"

„Ich liebe Dich heute nicht minder, Vetter Hugo — und als Vetter werde ich Dich stets lieben," antwortete ich mit ernstem Munde.

„Die Liebe einer Cousine ist nicht das, was ich will, Lena," entgegnete er unendlich sanft. „Warum hast Du Dich denn so traurig verändert? Du duldest in diesem Augenblick kaum meinen Arm um Deine Taille; Du hast mich, seit ich hier bin, nicht einmal geküßt. Vor zwei Jahren hättest Du mir ohne Aufforderung hundert Küsse für einen gegeben."

Seine Worte erwärmten mich so, daß ich kaum wußte, was ich sagte.

Von meinem Platze aufspringend, rief ich: „Vetter Hugo, Du vergißt, daß ich kein Kind mehr bin. Wäre das mädchenhaft, wenn ich Dir in Gegenwart von der, die Dich liebt und die Du wiederliebst, derartige Avancen machte?"

Da schien er plötzlich zu verstehen, und seine Arme mir entgegenstreckend rief er — und o, dieser innige Ton konnte nicht erkünstelt sein —: „Komm zurück zu mir, Lena! — komm, Kind — o, wie hast Du Dich so täuschen lassen können!"

Ich zögerte einen Moment, und der Moment ging ungenutzt vorüber.

Erst erschreckte mich ein Rauschen in den Fliederbüschen hinter der Laube, und gleich darauf erschien Paulinens Gestalt am Eingang derselben.

Sie war atemlos und erregt und vergeblich war sie bemüht, das Lächeln, das ihre Lippen trennte, angenehm zu machen.

„Ich bedaure, Sie stören zu müssen," sprach sie, „aber es ist ein Paket für Sie gekommen, Herr Hauptmann, das der Bote nur Ihnen selbst einhändigen möchte."

Hugo zögerte, blickte von ihr zu mir und zog dann ruhig meinen Arm durch den seinigen.

„Nein, nein," sagte Pauline schnell und ergriff meine Hand, als wolle sie mich wegziehen, „es ist so heiß, Lena, und ich folge Ihnen langsam."

Dabei sah sie mich mit einem so boshaften Blicke an, daß ich mich fester an Hugos Arm hing. Er antwortete mir mit einem leichten Drucke seiner Hand. „Verzeihung, Mademoiselle Esterre," sagte er, „aber es drängt mich, die Unterhaltung fortzusetzen, in der Sie uns zu unterbrechen genötigt waren. Meine Cousine und ich folgen Ihnen in wenigen Minuten. Der Bote kann warten."

Der lange gewundene Pfad zwischen dem so köstlich duftenden Flieder erschien mir an jenem Morgen wie der Weg zum Paradies, als ich, von Hugos starkem Arm umfangen, langsam und nachdenklich dem Hause zuschritt, während seine geliebte Stimme mir in leisem ernstem Tone die Geschichte seines Herzens erzählte — wie er Pauline vor mehreren Jahren in Paris kennen lernte, als ich noch ein Kind, und er noch zu jung war, um zu wissen, was wahre Liebe war; wie er sich eine Zeitlang hatte von ihr fesseln lassen, bis er erkannt hatte, wie unwürdig sie war — bis er gefühlt hatte, daß seine Liebe zu mir, seiner kleinen Cousine, die Hoffnung und das Ziel seines Lebens geworden war.

Und als wir hinter Flieder und Strauchwerk verborgen auf dem Wege stehen blieben und ich mich auf seine Bitte auf die Fußspitzen hob, um seinen lieben braunen Kopf zwischen meine Hände zu nehmen und ihn, wie vor zwei Jahren, zu küssen — wie stolz war ich in dem Augenblick — wie stolz auf meinen schönen, edlen Geliebten.

Mein Glück wurde ein wenig durch den Gedanken getrübt, daß er gezwungen war, den ganzen Tag abwesend zu sein, aber mit so süßen Gedanken als meinen Gefährten — wie konnte ich da traurig sein? Selbst Paulinens spöttische Reden und Anspielungen verfehlten ihre Wirkung an mir; wenn sie Hugo aufrichtig geliebt hatte, konnte ich nur tiefstes Mitleid für sie empfinden.

Sie hatte stets in demselben Zimmer mit mir geschlafen. An jenem Abend war mir ihre Gesellschaft weniger wünschenswert denn je; so kleidete ich mich denn schweigend aus, ließ mein glückliches Haupt in die Kissen sinken und träumte bald süße Träume.

Plötzlich, mitten in meinen Träumen, war mir, als hebe sich eine Schlange zwischen roten Rosen empor und zische mir ins Ohr. Mit einem Schrei erwachte ich und sah Pauline vor mir an meinem Bett stehen. Das Zimmer war von einem seltsamen roten Licht erfüllt, daß man jeden Gegenstand so klar wie am Tage sah.

Ich konnte nicht genau hören, was sie sagte, aber ihre Gestalt war totenbleich und ihre Augen traten aus ihren Höhlen.

In der nächsten Sekunde klang ihre Stimme gleich einem langen Schrei an mein Ohr. „Lena — wachen Sie auf! — wachen Sie auf! Das Haus steht in Flammen."

Noch halb betäubt vom Schlaf stützte ich mich auf den Ellenbogen. Ich sah, wie sie hastig im Zimmer umherlief, nach ihrem Schmuckkasten, ihrer Schreibmappe griff — nach allem Wertvollen langte — aber ich konnte mich nicht aufraffen — ich war noch wie von einem Traum umfangen. Plötzlich blieb Pauline stehen und sah mich starr an — es war ein seltsamer Blick, den ich nie vergessen werde. Anfangs war es der Ausdruck schwankender Unentschlossenheit — sie kam halb auf mich zu, wie in der Absicht, mich aus meiner Lethargie zu reißen, dann hielt sie plötzlich inne, und ernste, feste Entschlossenheit lagerte auf ihrer Stirn. Wieder griff sie nach ihren Schätzen, schritt eilends aus dem Zimmer, und ich hörte, wie die Thür sich hinter ihr schloß.

Das schien den Bann, der auf mir lag, zu lösen. Ich sprang aus dem Bett und stürzte an das Fenster. Da bot sich mir ein entsetzlicher Anblick. Der ganze rechte Flügel des Hauses stand in Flammen. Ein Balken, der an der Front fünf Fenster, von denen das meine das mittelste war, entlang lief, war bereits von dem Feuer ergriffen worden, ehe es jemand bemerkt hatte. — Nach einem entsetzten Blicke auf dieses Bild eilte ich nach der Thür. Barmherziger Gott, dieselbe war von außen verschlossen! Ich schrie — ich raste — ich schlug mit meiner schwachen Kraft gegen die Thür, bis meine Hände bluteten. „O, Pauline, Pauline, Du mußtest wahnsinnig vor Schrecken sein — absichtlich konntest Du mich nicht zu einem so entsetzlichen Tode verurteilen!"

Ich eilte wieder an das Fenster. Die Szene hatte sich verändert. Das furchtbar züngelnde Feuer kam näher und näher, während von unten eine Schar entsetzter, von dem Feuerschein geisterhaft aussehender Gesichter heraufblickte. Nur eine Gestalt konnte ich deutlich erkennen — meinen Hugo mit einer leblosen Gestalt in den Armen. Es war Pauline. So waren ihre Worte wahr gewesen — ihr gehörte die Liebe seines Herzens — im ersten Augenblick der Gefahr war er zu *ihr* geeilt! So sei es denn — aber ich, das Leben war doch so süß, so süß — und ich noch so jung zu sterben! Flehend streckte ich die Hände nach ihm aus.

„Hugo! Hugo! Rette auch mich! O rette mich, laß mich nicht sterben!"

So heiser und unnatürlich meine Stimme auch klang, obwohl ich selbst sie kaum hören konnte, sie schlug doch an sein Ohr. Mit einem lauten Schrei wandte er sich nach mir um und stürzte in das Haus. In diesem einen Blick las ich, daß er mich retten würde oder sterben.

Eine wunderbare Ruhe kam über mich; ohne noch einen Laut auszustoßen, stand ich ruhig am Fenster und richtete meine Augen fest auf die Thür, durch die mir Rettung kommen sollte. Es konnte nur einige Sekunden dauern, ehe dieselbe auch kam, obwohl es mir wie eine halbe Ewigkeit erschien. Ich fühlte, wie Hugos Arme mich über den heißen Korridor und die schon brennenden Treppen hinabtrugen. Ich hörte, wie seine Lippen murmelten: „Gott sei gedankt, daß ich Dich rettete, meine einzige Lena!"

Dann wurde alles dunkel um mich. Viele Tage lang blieb ich bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem fremden Zimmer und in einem fremden Hause — denn mein liebes altes Heim war bis auf den Grund niedergebrannt.

Pauline war in jener Nacht verschwunden, doch mehrere Wochen später erreichte mich durch die Post ein Brief. Derselbe enthielt folgende wenige Worte: „Sie werden mich nie wiedersehen, aber ich schreibe Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß, obwohl ich keine Liebe für Sie hege, ich doch froh bin, daß Sie gerettet wurden. Ein momentaner Wahnsinn war es, der mich trieb, Ihre Thür zu verschließen. Wäre ich nicht im Rauche ohnmächtig geworden, so wäre ich umgekehrt, um Sie mit Gefahr meines eigenen Lebens zu befreien. Pauline."

Mir ist bei dem Feuer kaum ein Haar auf dem Kopf gesengt worden; aber ach, mein Hugo! Selbst jetzt noch tragen sein Gesicht und seine Arme Spuren davon, die ich tief beklage, er aber ist stolz auf sie als den Preis für das Leben seiner kleinen Frau.

Sternennacht.

Wie glänzt so hell die Nacht!
Ich schaue sinnend in die Höh'
Und wie ich all die Sternlein seh,
Schwillt mir das Herz mit Macht.

Der Friede senket sich
So still hinab in meine Brust,
Und schaudernd fühl' ich Himmelslust
Wie hehr und feierlich!

Ich ahne deine Macht,
Gott, der du herrlich schufst die Welt
Und Sternlein droben hast gestellt,
Daß nun so glänzt die Nacht.

Mülheim. P. Wilbert.

Unsere Bilder.

Ischl. Es ist kaum ein Badeort oder Sommerfrische, wenigstens im Gebiete der norischen Alpen, dessen Name sofort an alle Poesie der Berge, an würzigen Lufthauch, an stetig sich erneuernden Frühling im Sommer gemahnt, wie Ischl. Nicht minder erweckt der Namensklang Erinnerungen an eine Gesellschaft, welche geradezu alle Elemente enthält, die ein nach Abwechslung ausblickendes Auge und sehnendes Gemüt wünscht. Von der Höhe eines Kaiserhofes, welcher ohne allen Prunk in geräuschloser Stille hier siedelt, bis zu dem bescheidenen, fröhlich dahinstreifenden Fußwanderer, welcher seine frischen Alpenrosen selbst von den Graten geholt; von der Fürstin und Modedame des Tages, welche keine Promenadenmusik, keine Kurhausstunde, wobei man Toilette entfalten kann, versäumt, bis zur reisenden Engländerin, oder bis zur bunteren aber doch schlichten Aelplerin herab, welche ihren „kurzen Atem" da in den Salz- und Dampfbädern heilen will; so weit erstreckt sich das ganze mannigfaltige Gemenge der Erscheinungen. Freilich überragen die stolzen und schönen Villen täglich mehr die ehemals schlichten Häuser des Marktes, welcher sich vormals in den Kranz von Alpen förmlich wie in ein Versteck eingelagert hatte; und nur der Gletscher des Dachsteines schaute mit seinem blitzenden Auge auf

das einfache Städtchen herab. Doch auch jetzt noch begegnet uns die schmucke Almdirne; uns grüßt ihr hübschgetragenes Haupt mit dem flatternden, eigentümlich zierlich geknüpften Kopftuche, oder wir sehen die stramme Bäuerin an uns vorübereilen, die sich augenscheinlich ihres Daseins freut, denn die Alpenwirtschaften und Alpenhütten sind ringsum beträchtlich und die zahlreichen Salzarbeiter mit ihren stammeseingeborenen Familien halten noch fest an alter Sitte und Tracht. Dies zur Freude des Kaisers und der Prinzen, die oft selbst das zweckmäßige „landlerische G'wandl“ tragen und der länger weilenden Gäste, welche, nachdem Schleppe oder Salonrock und selbst Frack das nötige gethan, ebenfalls bisweilen zu der volkstümlichen Garderobe ihre Zuflucht nehmen, mit mehr oder weniger Glück, Grazie und Erheiterung; so fehlt es nicht an wahrhaftigen Berg- und Herzensabenteuern, für welche lebendige Zeugen in reizenden Beschreibungen vorhanden sind. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mußte erst kommen, ehe Ischl der Welt erschlossen wurde. Bis zur zweiten war es wesentlich bloß ein salzerzeugender Ort, aber mit derselben Kräftigkeit der würzigen Luft, rauschenden Geschäftigkeit seiner grünen und schäumenden „Traun“ und „Ischl“, seines mit Formen wechselvollen Bergkranzes, der im weiten Bogen rechts das „Posthörndl“ hat, mit dem an ein solches gemahnenden Kahlfels oben, dann das „Kattergebirge“ mit den charakteristischen zwei Spitzen, das weithin seine schroffen Flankenwände zeigende „Ramsauergebirg“, in der Mitte den Salzberg mit dem vorlagernden Hügelbijoux des „Sirius“, dann links den „Predigtstuhl“ mit seinen flachen Formen, ferner den ganz seltsamen, steinmassigen Ausseer „Loser“, endlich die langgestreckte „Kottalpe“ und den knorrigen „Jainzen“, zwischen allen diesen ihre Vorberge und zuleitenden Höhen. Die an den Anstalten hier thätigen Aerzte, namentlich Dr. Wierer, welchem in einem Parke ein Denkmal errichtet wurde, sorgten in anerkennendster Weise für Kommunikationsmittel, welche die Gäste, mehrere Tagfahrten weit, von Wien und Linz, herführten. So traf auch, mit Extragespann kommend, Erzherzog Franz Karl, stillen Frieden liebend, nebst seiner Gemahlin Erzherzogin Sophie, das Elternpaar des Kaisers Franz Josef I. aus Wien hier ein, und sie kamen allmählich mit ihrer Familie so oft, daß der in Liebe für das Sommerheim aufgewachsene jugendliche Kaiser Franz Josef hier seine Brautschaft mit Elisabeth von Bayern hielt, und am Lieblingsorte noch festhält, da sein bereits verheirateter Sohn Kronprinz Rudolf mit ihm darin spazieren und von da in die nahen Berge Gemsen jagen geht. Ehe der Kurgast in den Blättern der Geschichte weiter zurückforscht, bleibt er zunächst noch in der Natur vor dem schlichten Hause in einem grünen Parke stehen, das wohl dem Besitze eines Rentiers oder wohlhabenden Edelmannes gleicht, das aber doch die „Kaiservilla“ ist. Das umgebende Gebiet hieß die „Schmollenau“ und wurde Bauern abgekauft. Wenn nicht gerade der Hof seine Plätzchen für sich braucht, so können alle Leute, hoch und niedrig, darin spazieren gehen und auch wohl bemerken, daß mancher Mann so gut und wohl gar besser wohnt, als der Kaiser. Von der Höhe nächst dem Kalvarienberge und der Kirche guckt ein Hotel, das weitaus stattlicher ist, und brillante Aussicht und einen Park hat, daß man meinen könnte, dort throne die Majestät. Aber auch das alte Erzherzogspaar, das sein dankendes Monument erhielt, wohnte in einem schlichten Hause nächst der Traun. — Aus dem großen und schönen Hotel Elisabeth, wie Post und vielen anderen rollen die stattlichen Wagen heraus, welche Herren und Damen zu dem Fuße des Salzberges, oder in die „Rettenbachwildnis“, oder in das Seegebiet führen, in dem man an einem Tage über Weißenbach (Attersee), Unterach (Mondsee), Scharfling (Krottensee), St. Gilgen (Wolfgangsee) eine den Naturfreund entzückende Dampfschifffahrt machen und sein Abend-Kasino in Ischl oder gar das Theater etwa noch genießen kann. Kein Besucher von Ischl wird es unterlassen, den schönsten und großartigsten Aussichtspunkt des Salzkammergutes, den 1780 Meter hohen Schafberg zu besteigen. Von Ischl aus wird er gewöhnlich über St. Wolfgang aus bestiegen; minder beschwerlich ist die Partie von St. Gilgen und von Strobel in $2^1/_2$ Stunden (mit Dampfschiff) zu unternehmen. — Die Eisenbahn (Salzkammergut-Bahn) ist hier eine der liebenswürdigsten Einrichtungen, denn sie kommt in der angenehmsten Weise an den Ort heran und ladet zur bequemen Benützung ein. Wie man aber auch sie nützen kann! Ehe man sichs versieht, gleitet sie zum düstern Hallstädter See einerseits oder zum hellen, weitaus sich dehnenden und lachend breitenden Gmundener-(Traun-)See andererseits. Und ehe man an diese Ziele gelangt, auch etwa weiter über Hallstadt ins linksseitige wunderbare Gebirge nach Aussee und seinem zweifachen Seegebiete — welche herrliche Anhaltspunkte hat man da!



Stoßseufzer einer Mauerblume.
— „O! warum gab man den Männern und nicht uns Mädchen das Recht, zum Tanzen aufzufordern!“

Der Geburtstag des Vaters. Eine liebliche Familienszene, die anheimelnd jedes Herz berührt, führt uns dies Genrebildchen vor Augen. Eine Schwarzwälder Bauernfamilie feiert den Geburtstag des Hausherrn, der, ein glücklicher Gatte und Vater, vergnüglich schmunzelnd die ihm gebrachten Huldigungen entgegennimmt. Vor ihm steht sein einziger Sohn, sein Herzensbub; mit einem riesigen Strauß in der einen und seinem schön geschriebenen Festgedicht in der andern, deklamiert er dasselbe. Großvater sitzt helfend und ermahnend hinter dem kleinen Gratulanten, der doch auf alle Fälle ihm, seinem Lehrmeister, alle Ehre machen soll. Ein kleiner gefiederter Sänger, ihm zur Seite als weitere Geburtstagsgabe, mag tröstlich und ermutigend die Begleitung zwitschern. Schwesterchen lehnt zaghaft am Tische; auch an sie kommt die Reihe, und ängstlich wiederholt sie im Geiste die schönen Verse, die sie die Mutter gelernt hat. Strahlenden Auges blickt die Mutter auf ihr kluges Söhnchen, selbst Großmütterlein hat einen Augenblick aufgehört mit dem Bibellesen und lauscht gespannt den Worten ihres Lieblings. Der reich geschmückte Geburtstagstisch, auf dem weder Kuchen noch Blumen fehlen, beweist, daß sorgsame Liebe den Tag zu feiern sucht, der jedem traulichen, glücklichen Familienkreise der schönste Festtag des ganzen Jahres werden wird.

Allerlei.

Ueberflüssig. Hausfrau (zur Köchin): „Aber Lise, was fällt Ihnen denn ein, jetzt um zehn Uhr früh ein Fußbad zu nehmen?“ — „Ja wissen S', gnä' Frau, ich will mich heute photographieren lassen!“

Ein Trost. Am Grabe ihres Seligen vergoß eine Berlinerin heiße Thränen; endlich erhob sie sich, trocknete ihre Thränen und sagte: „Eenen Trost habe ick doch; jetzt weeß ick wenigstens, wo er det Nachts is!“

Die Furcht des Kriegers. Ein alter Haudegen, der seines persönlichen Mutes wegen berühmt ist, unterhält sich mit einem Herrn. Der Herr: „Haben Sie sich in Ihrem Leben niemals gefürchtet, Oberst?“ — Oberst: „Niemals! Eigentlich . . . ja . . .“ — Herr (erstaunt): „So? Und vor was denn?“ — Oberst: „Vor neuen Stiefeln!“ (Magdeburger Ztg.)

Timurs Siegesdenkmale. — Gewaltiger noch als Dschingis und Attila trat Timur oder Timurlank die Völker nieder. Vor dem Weltstürmer erzitterte Asien, Afrika und Europa. Als er Halei und Damaskus zertrümmert und niedergebrannt hatte, ließ er über den rauchenden Trümmern schauerliche Denkmale seines gräßlichen Sieges, hohe Türme von den Schädeln seiner erschlagenen Feinde errichten. Die Siegesobelisken in Ispahan zählten siebzig, und jene in Bagdad neunzig Tausend Menschenschädel.

Bedenkliche Zustimmung. „Sie glauben nicht, es gibt Hunde, die klüger sind, als ihre Herren.“ — „Ich weiß, ich habe selbst so einen.“

— Eine Offiziers-Witwe bat einst den Kaiser Joseph II. um eine Pension. — Der Kaiser fragte sie, ob sie auch Kinder habe? — „Ja!“ war die Antwort, „drei Fräulein und zwei junge Herren.“ — Der Kaiser entgegnete: „Ich hatte auch ein Mädchen; aber es ist gestorben.“ St.

Antwort eines Regenten. — König Ludwig XI. von Frankreich war ein großer Feind des römisch-deutschen Kaisers Maximilian I., übrigens nicht ohne auch dessen persönliche Vorzüge lobend anzuerkennen. Als nun Maximilian zu Frankfurt am 16. Februar 1486 zum römischen König erwählt worden war, spöttelte in Gegenwart von König Ludwig einer seiner Räte deshalb und nannte Maximilian den erwählten Bürgermeister von Augsburg, was der König aber sogleich rügte, indem er sagte: „Du Esel, mußt von hoher Obrigkeit nicht so schmählich reden, und glaube mir, wenn dieser Bürgermeister läßt die Glocke läuten, so ist ganz Deutschland im Harnisch, und Frankreich beginnt zu zittern.“ (Viole, Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. 6. Buch. Kap. XX.) Gr.

Buchstabenrätsel.

a	a	b	c	e	i
i	i	i	i	l	l
n	n	o	o	o	r
r	s	s	s	u	v

Die Buchstaben obenstehender Figur richtig zusammengestellt, ergeben 4 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, den Namen eines den Lesern dieses Blattes bekannten Schriftstellers nennen. — Diese Wörter bezeichnen: 1) einen Kirchenlehrer, 2) einen italienischen Verschwörer, 3) eine Stadt in Westpreußen, 4) einen ägyptischen Gott.

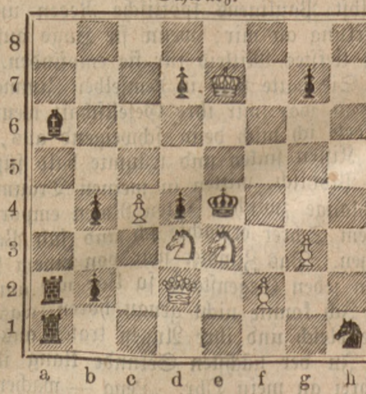
L. Wick.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 108.

Von Rud. Willmers.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 4 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogryphs: Berlin, Erle, Ribe, Leber, Iller, Nebel; des Homonyms: Moor—Rom; des Bilderrätsels: Das Haus, die Stadt, das ganze Land, bestehet durch der Eintracht Band.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.